

Jaqueline Kropmanns

WELTENMALERIN

Im Geist des Riesen

*Wenn ein sterbender Riese träumt
Die Sterne Lieder singen
Und sich Liebe gegen das Schicksal stellt...*

Zwischen Reegan und den Sternen befindet sich nur eine Glasscheibe. Die Außenwand eines Raumschiffs, das die letzten Menschen durch das All befördert. Um sich ihren Wunsch nach Freiheit zu erfüllen, findet sie einen Weg in eine vollkommen fremde Welt. Hier begegnet sie nicht nur ihren eigenen Ängsten, sondern auch vier Reisenden, in denen sie Verbündete findet. Sie springen durch Portale, bereisen längst verstorbene Welten und lernen fremde Zivilisationen kennen. Gemeinsam begeben sie sich auf eine Reise, die Reegan letztendlich die schwerste Entscheidung ihres Lebens abverlangt.

JAQUELINE KROPMANNNS

WELTEN MALERIN

IM GEIST DES RIESEN



GedankenReich Verlag

Denise Reichow
Heitlinger Hof 7b
30419 Hannover

www.gedankenreich-verlag.de

Weltenmalerin - Im Geist des Riesen

Text © Jaqueline Kropmanns, 2016

Cover & Umschlaggestaltung: Jaqueline Kropmanns,

www.jaqueline-kropmanns.de

Umschlagmotive © depositphotos

Lektorat: Katharina Groth, www.wortspringerlektorat.de;

Sabine Wagner , www.kolibrilektorat.de

Korrektorat: Sabine Wagner, www.kolibrilektorat.de

Satz & Layout: Grittany Design, www.grittany-design.de

unter der Verwendung von © pkdinkar - vectorstock

Illustrationen © I. E. Hiver & Jaqueline Kropmanns

Druck: Print24

ISBN 978-3-947147-10-6

© GedankenReich Verlag, 2017

Alle Rechte vorbehalten.

An alle Träumer





1. KAPITEL

Traumgeflecht und Sternenstaub



Ehrfürchtig strich Reegan über den ledernen Einband eines alten Buches, dessen Titel unleserlich verblasst war. Es enthielt Geschichten aus längst vergangenen Tagen, Märchen und Legenden. Zeiten, in denen die Menschen auf ihrem ureigenen Planeten verweilten und die Weiten des Universums nur durch den Schleier ihrer Atmosphäre zu betrachten vermochten. Als lediglich nachts, in der stillen Dunkelheit, Sterne durch die Wolkendecke leuchteten, um jeden Menschen daran zu erinnern, woraus er gemacht war. Sternenstaub.

Reegan ließ sich auf der Steinmauer am Rande der Metropole, die Nachbildung einer Stadt auf der Erde aus dem 21. Jahrhundert, nieder und drückte das Buch an sich, die

Arme fest darum geschlungen. Ihr Blick glitt durch die gläserne Außenwand des Raumschiffes und bestaunte weit entfernte Planeten. Achtsam legte sie das Buch auf der Mauer ab und rutschte davon herunter, um sich dicht an das Ende ihrer Welt zu stellen und die Hand an das Glas zu legen, das sie von endloser Freiheit trennte. Sacht lehnte sie ihre Stirn an die kühle Oberfläche und schloss die Augen. Manchmal des Nachts, wenn es ganz still um sie herum wurde, war es, als könne sie das Universum singen hören. Ein leises, trauriges Lied erfüllt von dem Schmerz tausender Welten, die unter der Last der Grausamkeit zu zerbrechen drohten.

Reegans Finger strichen an dem Glas entlang, das sie nicht nur von den Tiefen des Alls, sondern auch von dem Kostbarsten trennte, was den Menschen zu Anbeginn ihrer Zeit verliehen worden war: ihrer Freiheit. Reegan fühlte sich verloren. Verloren in dem Gedanken an das, was sie hinter dem vermeintlichen Schutz dieser unüberwindbaren Grenze alles entdecken könnte. Als würde sie ertrinken bei der Vorstellung, die Möglichkeiten der fremden Welten niemals ausschöpfen zu können. Nicht ein einziges Mal in ihrem Dasein den Fuß von der *Heritage* zu setzen, nicht die Luft eines fremden Planeten in ihrer Lunge zu spüren.

Wer könnte nicht danach streben, frei zu leben, sich treiben zu lassen wie ein Blatt im Winde, federleicht durch die Welt zu gleiten? Neuen Gesichtern zu begegnen und fremde Stimmen zu vernehmen, die einem Geschichten erzählten.

Reegan atmete tief ein und wandte sich von dem Ausblick ab, dem sie sich alltäglich widmete, um nach ihrem Buch zu greifen und den Heimweg anzutreten. Sie bereitete sich innerlich auf den vorwurfsvollen Blick ihrer Mutter vor, die es für reinste Zeitverschwendung hielt, Geschichtsbücher zu lesen. In Gedanken übte sie bereits ihr gleichgültiges Schulter-

zucken und eine neue Ausrede dafür, sich mit Vergangenen zu beschäftigen, anstatt mehr zu arbeiten.

Arbeit. Gleich unendlichen Lasten trugen die Menschen der *Heritage* die Bürde, planetenlos zu sein. Dieser Umstand bedeutete für sie nicht nur, keine wahre Heimat zu haben, sondern ebenso, die lebensgefährlichen Landgänge auf sich nehmen zu müssen. Wer nichts hatte, musste stehlen, was er brauchte. Aus fremden Welten, von neuen Planeten, von alten Rassen – die Menschen nahmen, was das Schiff benötigte. Doch was auch immer sie taten, sie konnten den Makel, der sie bereits vor Urzeiten befallen hatte, niemals abschütteln. Arm und Reich. Gespalten durch die Kluft simplen Besitzes und doch vereint in einem ewigen Reigen aus Hass, Neid und Verurteilung. Reich. Reegans Lippen verließ ein verächtliches Schnauben bei dem Gedanken daran, dass selbst die Wohlhabendsten unter ihnen sich um die Essensreste in den Sümpfen der Straße prügeln, nur um keinen noch so kleinen Anteil ihres Wohlstands aufzugeben. In Reegans Augen war die größte Sünde der Menschheit stets der Geiz geblieben. Gepaart mit dem Egoismus, der sich in die Seelen jedes Einzelnen zu fressen vermochte und verschlang, was ihnen ein Leben in Würde und einen weitaus wertvolleren Reichtum beschert hätte.

Wie mit Scheuklappen ausgestattet, schritt Reegan durch die engen Gassen des Armenviertels mit seinen heruntergekommenen Steinhäusern, den dreckigen Straßen und dem allumfassenden Gestank nach Unrat. Ging blind und stumm an den Bettlern vorbei, die sich ihr entgegenstreckten, die Hände flehend ausgestreckt, in den Gesichtern nichts als endlose Verzweiflung. Wenn man in jene Augen blickte, sah man, was wahre Armut bedeutete. Denn diesen Männern,

Frauen und Kindern fehlte es nicht nur an Tauschobjekten. Wonach sie sich wirklich sehnten, war die Liebe einer Familie, die Nähe zu anderen Menschen, die Aufmerksamkeit von nur irgendeiner Person, die stark genug war, sich in die Tiefen dieser Seelen zu stürzen und zu erkennen, was Einsamkeit damit anzurichten vermochte.

Reegan fühlte sich nur selten stark genug, um für einen kurzen Augenblick zu verweilen und sich einem der Bettler anzunehmen. In diesen Momenten ergriff sie die Hand des Flehenden und führte ihn zu sich nach Hause, um ihm zu essen und zu trinken zu geben – und um ihm zu zeigen, dass er gesehen wurde und sich in das Herz einiger Menschen geschlichen hatte.

Ihre Schritte wurden etwas langsamer, sobald sie das Viertel der Arbeiter erreichte. Im Vorbeigehen betrachtete sie die kleinen Läden, die gemächlich schlossen und ihre Waren sorgfältig verpackten. Das angenehme Gefühl von Nostalgie beschlich sie, und sie lächelte. Inmitten dieser perfekten Nachahmung einer längst vergangenen Epoche fühlte sie sich wohl, wenngleich ein winziger Teil von ihr diese Welt als fremd und falsch empfand. Reegans Blick streifte eine Statue, das Abbild ihres Königs. Er war ein imposanter Mann; hochgewachsen mit breiten Schultern, einem kleinen Spitzbart am Kinn und strengen Augen, die auf sie niederstarrten. In all den Geschichten der früheren Erde hatte der König der *Heritage* nie an einem Zeitalter mehr Gefallen gefunden als am späten zweiten Jahrtausend. Eine Zeit, in der die Menschheit noch in Hoffnung schwelgte, im Meer ihrer Erfolge badete und mit Glückseligkeit in die Zukunft blickte.

Weit nachdem der Großteil der Weltbevölkerung gestorben war und die Überbleibsel in den Tiefen der Uni-

versen verschwanden, befahl er den Bau dieses Schiffes. Die letzten Menschen verließen die Station, auf der sie in den vergangenen Jahrtausenden ihr Dasein gefristet hatten, und machten sich auf, um zu entdecken, was nie zuvor entdeckt worden war. Was anfangs noch als heroische Mission und aufregendes Abenteuer begann, wurde bald das schwierigste Unterfangen, dem sich die Menschheit je gestellt hatte. Alles, was ihnen blieb, war das Gefühl von Nostalgie inmitten der Erinnerungen früherer Leben und die Erkenntnis, dass das System damals wie heute nicht funktionierte – und niemals funktionieren würde.

In erhabener Pracht thronte ein Brunnen in der Mitte eines ausladenden Platzes. Sein Rauschen und Plätschern zog nicht nur Reegans Aufmerksamkeit, sondern auch noch etliche Besucher an. In gesprächigen Runden saßen sie auf der breiten Mauer oder hatten es sich auf dem Boden gemütlich gemacht, um den Feierabend unter einem künstlichen Abendhimmel genießen zu können. Reegans Blick strich über die Bäume, die den Platz umgaben, blieb an einzelnen Blütenblättern darin hängen und bewunderte die Schönheit der außergewöhnlichen Farbenvielfalt. Grün, Rosé, Gold und Türkis vereinten sich zu einer strahlenden Kostbarkeit, die stets Reegans Beachtung auf ihrem Heimweg einfing. Der Anblick dieser Bäume zauberte ihr ein Lächeln auf die Lippen. Dieses Gemisch aus Blüten und Farben inmitten satten Grüns war das glanzvolle Beispiel für die charmant unwissende Interpretation der Natur, wie sie im Frühling der verstorbenen Erde die Augen aller Wesen zu erfreuen wusste. Ohne auf die Trauben an Menschen zu achten, auf deren Gesichtern sich noch die Last des Arbeitstages abzeichnete,

überquerte sie den gepflasterten Platz und bog in die nächste Straße ein.

Das Gefühl von Erleichterung durchströmte ihren Körper in dem Augenblick, als Reegan die Haustür hinter sich schloss und die Abwesenheit ihrer Mutter spürte. Ihre Füße trugen sie lautlos in die Küche, um sicherzugehen, doch auch hier war sie nicht aufzufinden. Argwöhnisch legte sie das Buch auf dem Küchentisch ab und betrachtete die rostigen Töpfe, die auf dem Herd standen. Reegan sparte es sich, die Deckel anzuheben und griff stattdessen zu einem nährstoffreichen Riegel, den sie auf einem Regal aus alten Holzbrettern fand. Der nächste Landgang stand kurz bevor, sodass jedem auf diesem Schiff die Nahrungsmittel schon seit Tagen auszugehen drohten. Während sie mühsam kaute, stellte sie sich vor das Fenster und blickte – blind für die Schicht aus Schmutz und Staub – durch das Glas hindurch auf die Straßen ihres Viertels. Wehmut schlich sich in ihr Herz, als sie zum wiederholten Male versuchte, über die Gebäude hinweg durch die gläsernen Wände des Raumschiffes zu blicken und ihre geliebten Sterne zu betrachten. Doch hier, im sogenannten Sumpf, hockte sie am tiefsten Punkt der Stadt, einer flachen Schale, und erblickte nichts weiter als die gewohnte Welt, der sie tagtäglich ausgeliefert war. Hier lebten die Arbeiter, neben den Armen und Obdachlosen die am wenigsten angesehenen Menschen des Schiffes. Ein Haus glich dem anderen, mit ihren schmutzig weißen Fassaden, den ausgebleichen Holztüren und den Straßen, in deren Ecken sich der Müll stapelte.

Gedankenverloren wandte sie sich von dem Anblick ab, in dem Bemühen, das unangenehme Gefühl der Gefangenschaft abzuschütteln. Als säße sie in einer fliegenden Zelle, von der aus all das Licht und die Freiheit zum Greifen nahe

waren, die es ihr jedoch verweigerte, auch nur die Hand auszustrecken, um einen Hauch davon zu kosten.

Mit unzufriedener Miene schob sich Reegan das letzte Stück des Riegels in den Mund und betrat die Treppe zum oberen Stockwerk. Ihrem Reich. Es bestand zwar lediglich aus einem kleinen Raum ohne eigene Tür, sodass jedes noch so leise Geräusch an die Ohren ihrer Mutter drang. Doch hier konnte sie alles um sich herum gestalten, wie es ihr beliebte. Kaum, dass sie ihr Zimmer betreten hatte, erblühte in ihrem Herzen ein Keim von Zufriedenheit. Ihr Blick streifte beiläufig den Schreibtisch, der unter dem einzigen Fenster stand und auf dem sich Pinsel, Farbe und Bücher stapelten. Sie ging am Kleiderschrank vorbei, an den Malereien an den Wänden, die auf künstlerische Weise an das magische Leuchten von Galaxien erinnerten, bis sie ihr schmales Bett erreichte und sich müde darauf sinken ließ. Bevor sie die Augen schloss, um die Eindrücke des Tages von sich abzuschütteln und etwas Schlaf zu finden, betrachtete sie die Geburt eines Sternes, mit Farbe an ihrer Zimmerdecke verewigt.

»Reegan!« Erschrocken setzte Reegan sich auf und blickte sich hastig um, ehe ein Seufzen von ihren Lippen perlte und sie sich mit geschlossenen Lidern durch ihr hüftlanges, schwarzes Haar fuhr.

»Reegan, wir müssen jetzt los!« Die Strenge in der Stimme ihrer Mutter prallte an ihrer Seele ab und hinterließ lediglich einen Kratzer, der sich als dunkler Schatten in ihre Augen schlich. Ein Blick aus dem schmalen Fenster verriet den frühen Morgen. In einer fließenden Bewegung strich sie die Laken von ihrem Körper und erhob sich. Müdigkeit kleidete sie in einen angenehmen, nebligen Kokon, der sie von den harten Aufgaben des kommenden Tages befreite und sie

wolkengleich hinunter in die Küche trug. Ihre Mutter stand bereits in der Tür und bedachte sie mit einem Blick, den sie schon tausende Male zuvor hatte ertragen müssen.

Als Reegan noch klein gewesen war, hatte sie immer die zeitlose Schönheit ihrer Mutter bewundert. Langes, seidiges Haar, das sich, gleich eines Wasserfalls, weich über ihren Rücken ergoss. Schwarz und glänzend umrahmte es das fein geschnittene, olivfarbene Gesicht. Ihre Augen waren von einem solch dunklen Braun, dass es beinahe ebenso schwarz anmutete wie ihr Haar. Doch was die Schönheit ihrer Mutter ausmachte, waren die ausgeprägten, hohen Wangenknochen und die vollen Lippen. Jedes Mal, wenn Reegan ihre Mutter betrachtete, empfand sie Wehmut angesichts des schmalen Striches, zu dem diese Lippen nach all den Jahren geworden waren. Sie trug die Bürde der Einsamkeit auf ihren Schultern und in ihrem Herzen, sodass sie gebeugt und erschöpft durchs Leben ging, ohne auch nur einen Funken Freude zu entdecken. Nicht einmal in ihrer eigenen Tochter.

Dennoch trug Reegan ein Lächeln zur Schau und warf einen Blick in die Küche – nur um kurz innezuhalten und die Abwesenheit des Buches zu bemerken, das sie noch am gestrigen Abend auf dem Tisch abgelegt hatte. Mit bitterer Miene schluckte Reegan ihren Ärger hinunter, griff nach der Tasche, die über dem Geländer der Treppe für sie bereit hing, und schob sich mit dem gefrorenen Lächeln auf ihren Lippen an der Mutter vorbei.

»Wir sind spät dran. Hoffentlich bekommen wir noch genug für zwei Tage.« Amara, ihre Mutter, marschierte steifen Schrittes durch das gehobene Viertel der *Heritage* und wirkte dabei so bedrohlich, dass ihr andere Passanten eilig aus dem Weg sprangen. Reegan hielt mit Amaras Geschwindigkeit

nur mühselig mit, beschwerte sich jedoch nicht. Schlussendlich konnte sie ihr nur recht geben. In zwei Tagen fand der nächste Landgang statt, bis dahin mussten sie sich mit genügend Almosen ausrüsten, um sich über die langen Stunden hinweg nicht mit knurrenden Mägen herumschlagen zu müssen.

Geschwind eilten sie durch die belebten Straßen, um zu dem Regierungsgebäude zu gelangen. Es verschlug sie nur zur Vergabe der Lebensmittel an diesen Ort, der sie jedes Mal mit seinem Prunk verhöhnte und Reegan ihr Schicksal rücksichtslos ins Gesicht schrie.

Jedes Gebäude in diesem Viertel präsentierte sich mit reichen Verzierungen und prachtvollen, so sauberen Fenstern, als säße nicht einmal ein Glas in den Fassungen. Die Straßen fand man stets bar jeden Schmutzes und die hier lebenden Menschen kleideten sich mit teuren Stoffen. Das Regierungsgebäude war derart beeindruckend, dass Reegan ein Schauer über den Rücken lief, wenn sie die hohen Türme betrachtete, die weit in den künstlichen Himmel ragten. Fahles Sonnenlicht ohne sichtbare Quelle ließ die goldenen Verzierungen funkeln und strahlen. Als das Schönste an diesem Viertel empfand Reegan jedoch die Nähe zur Außenwand. Es bedurfte nur eines kurzen Blickes und man konnte die Weite des Raumes betrachten, in dem sich die *Heritage* bewegte. Nur eine einzige Bewegung, um sich der Freiheit so nah zu fühlen. Amara schien den abschweifenden Blick von Reegan zu registrieren, denn sie ergriff ihre Hand und zog sie mit sich.

»Sieh dir diese Schlange an«, murmelte sie und reckte ihren Hals, um sich einen besseren Überblick über die Menge zu verschaffen, die sich vor die Schalter drängte. Energisch

schob sich ihre Mutter durch die Menschentraube und versuchte, einen Platz weiter vorn zu ergattern.

Wir sind die letzten Menschen in allen Universen, und doch würden wir uns hier zu Tode prügeln, nur um eine Handvoll Riegel zu erhalten.

Reegan wunderte sich oft über die Tatsache, dass es letztendlich der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen war, der die Masse dem Untergang geweiht hatte. Doch sie war eine der wenigen auf der Heritage, die sich mit der Vergangenheit ihrer eigenen Spezies befasste. Welchen Sinn konnte es schon haben, über alte Geschichten und Fehler nachzugrübeln, wenn man blind in die Zukunft blicken und dieselben erneut begehen konnte? Gefangen in einem ewigen Kreislauf aus Überleben und der erschreckenden Erkenntnis, dass man das eigene Überleben längst nicht mit dem der gesamten Menschheit gleichsetzen konnte. Denn Egoismus war das Gift, dem sie schlussendlich alle erlagen.

»Reegan, gib mir deinen Beutel.« Amara griff nach den Trägern der Tasche, die auf Reegans Schulter verweilten, und nahm sie an sich. Sie hielt den Beutel dem Verteilungsbeamten hin, um möglichst viele Riegel abzustauben. Reegan sah ihre Chance und versuchte, sich bei ihrer Mutter Gehör zu verschaffen: »Ich muss los, Mutter. Onkel Edan wartet auf mich in der Werkstatt.« Amara warf ihr einen verwirrten Blick zu, kam jedoch nicht dazu, etwas zu erwidern, als die Menge plötzlich nach vorn drängte. Reegan schob sich rückwärts durch die Masse. Sie winkte ihrer Mutter mit einem schwachen Lächeln zu, wandte sich ab und stürzte aus dem Regierungsgebäude.

Hastig ließ sie die gereinigte Luft in ihre Lunge strömen und stützte ihre Hände auf den Knien ab. Das gierige Drängen in den Augen der vielen Gesichter, die Rücksichtslosig-

keit, die Barbarei und das Betteln nach ein wenig Nahrung zerrte Reegans Überforderung zutage. Mit gebeugtem Rücken verweilte sie für einen Augenblick an der Steinmauer des Gebäudes und konzentrierte sich auf ihre Atmung. In diesem Viertel zu atmen, war so viel leichter als im Arbeiter-Distrikt – und in den Straßen der Obdachlosen und Gebeutelten war man geneigt, überhaupt nicht atmen zu wollen. Erschöpfung kleidete ihren Geist und barg eine unumstößliche Wahrheit in sich. Sie hasste es. Das Leben in dem fliegenden Gefängnis, inmitten der letzten Menschen des Universums, in dem sich alles um das Überleben des Einzelnen drehte. Sie hasste es.

Nach etlichen Minuten, während derer sie an dem kühlen Stein des Gebäudes gelehnt verharret hatte, ließ sie die immer größer werdende Masse an drängelnden Menschen hinter sich und ging durch die Straßen des Viertels, in dem sie einst gelebt hatte. Unwillkürlich schlug sie den Weg durch die Blütengasse ein. Jeder Stein, jede Pflanze, jeder Silberbaum in dieser Gasse erinnerte sie an frühere Tage, glücklichere Momente und weniger Sorgen. Denn hier blieb man abgeschirmt von dem harten Alltag der Arbeiterschicht, von dem täglichen Kampf um die eigene Existenz, die sich im Sumpf der *Heritage* abspielte. Hier war man geschützt. Besitzer seiner eigenen kleinen Welt, so unversehrt und voll Schönheit, dass man unwillkürlich die Augen vor dem Grauen schloss, das sich gleich vor der Haustür befand. Hier lebte man in großen Häusern, wunderschönen Bauten mit hellen Fassaden und einem ausladenden Garten. Hier gab es üppige Wiesen inmitten prächtiger Parks und eine Vielzahl an Quellen wahren Sonnenlichts, in deren Wärme man nur allzu gern die Armut um sich herum vergessen konnte. Dennoch würde Reegan ihr Leben nicht mehr hier verbringen wollen. Nie

die Schrecken des Alltags all der armen Menschen erkannt zu haben, niemals in die Abgründe geblickt zu haben, die sich überall sonst auf dem Raumschiff aufboten, nicht wahrgenommen zu haben, wie kostbar das Lächeln eines Bettlers war, dem man eine warme Mahlzeit darbot. Diese Schätze an Erfahrungen und Begegnungen würde sie nicht missen wollen, wenngleich sie doch danach strebte, der Welt der letzten Menschen zu entgehen und ihr Leben auf der *Heritage* hinter sich zu lassen. Ein Leben in Freiheit zu führen.

Während ihre Füße sie raschen Schrittes zu der Werkstatt ihres Onkels führten, schlich sich Hoffnung in ihr Herz und ließ einen weiteren Keim darin sprießen. Der Landgang war noch zwei kurze Tage entfernt. Der Planet, dessen Sonnenlicht sie zum Aufladen ihrer Energie benötigten, war zum Greifen nahe – und somit auch ihr einziger Traum, dem sie sich im tiefsten Inneren ihrer selbst je hingeeben hatte. Ihre Freiheit.